

Gabe
Des Geschichtsvereins
für Göttingen und Umgebung
zur
Fünfzigjahrfeier des Städt. Museums
Göttingen

Göttingen 1940
Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung. Nr. 3

Druck und Verlag Buchdruckerei Ernst Große, Göttingen, Geismarlandstraße 19

Inhaltsverzeichnis

Fünzig Jahre Städtisches Museum Göttingen Von Otto Fahlbusch – Göttingen	3(3)
Zwei bandkeramische Fundplätze auf dem Gebiete der Göttinger Innenstadt Von Otto Fahlbusch – Göttingen	8(6)
Ein bandkeramischer Wohnplatz bei der Springmühle Von Otto Fahlbusch – Göttingen	11(8)
Ein Gefäß der jüngeren Linearbandkeramik aus Strodthagen (Kreis Einbeck) Von Otto Fahlbusch – Göttingen	18(13)
Stichbandkeramik im Leinetal Von Otto Fahlbusch – Göttingen	19(14)
Das „Junkernhaus“ in Göttingen Von Otto Fahlbusch – Göttingen	22(16)
Memorabilia aus Stammbüchern Göttinger Studenten Von Otto Vater – Göttingen.....	33(23)

(in Klammern gesetzte Seitenzahlen entsprechen der Zählung dieser Niederschrift)

Fünfzig Jahre Städtisches Museum Göttingen.

Im Jahre 1888 regte der Universitätsprofessor Moritz Heyne bei dem Oberbürgermeister der Stadt die Gründung einer Altertumssammlung für die Stadt Göttingen und das Fürstentum Göttingen – Grubenhagen, d. h. für Südhannover, an. Behörden und Bürger griffen den Gedanken auf und wetteiferten im edlen Sammeleifer, so dass bereits ein Jahr nach der Anregung Heynes, am 2. Oktober 1889, die Städtische Altertumssammlung in 6 Räumen des Grätzelschen Hauses, des heutigen Stadtkaffees in der Goethe-Allee, eröffnet werden konnte.

Die Göttinger Bürgerschaft unterstützte das Museum so tatkräftig mit Zuwendungen, dass Professor Heyne schon in seinem ersten Jahresbericht über Raumnot klagte. Er war nicht mehr im Stande, größere Gegenstände passend und gefällig aufzustellen. Im Januar 1892 berichtete er dann, dass sich die Sammlung schon Einigermaßen der Erfüllung des Zweckes näherte, der mit ihrer Gründung verbunden war: „Den Bürgern und Einwohnern Göttingens historisches Verständnis für das Werden und Wachsen der Stadt und der Landschaft, ihres Lebens und ihrer Sitte zu erschließen und dadurch Liebe zu ihr und Gemeinsinn zu pflanzen und zu pflegen“.

Die reichen Zuwendungen hielten auch in den nächsten Jahren an, so dass es beinahe ein Glück zu nennen war, dass das Grätzelsche Haus verkauft und dem Museum das der Stadt gehörende Haus Burgstraße 13 mit 14 Räumen zur Verfügung gestellt wurde. Am 19. April 1893 konnte das neue Heim zur Besichtigung freigegeben werden. Voller Stolz schrieb damals Heyne: „Mit diesem Zeitraum tritt die Sammlung in eine völlig neue Epoche. Sie darf in ihren neuen Räumen, die bis unter das Dach gefüllt werden, und mit ihren zum Teil seltenen und lehrreichen Sachen beanspruchen, in der Reihe der Sehenswürdigkeiten Göttingens mit an erster Stelle zu stehen. Wie das Sammlungshaus von außen einen eigentümlichen Schmuck unter den Gebäuden der Stadt bildet, so sind auch die Gegenstände, die es in seinem inneren birgt, fast durchgehend von eigentümlicher Bedeutung für die Geschichte der Stadt und der Landschaft“.

Als das Haus in der Burgstraße für einen Straßendurchbruch freigemacht werden musste, siedelte die Sammlung (Eröffnung 28. November 1897) in den im Jahre 1592 erbauten Hardenberger Hof am Ritterplan über, der schon durch den Anbau einer Kapelle erweitert war. Zunächst wurden 24 Räume eingerichtet. Im Laufe der Jahre kamen dann die Räume des Stadtarchivs (1903) und der ehemaligen Stadttöchterschule hinzu, weil die Sammlungsgegenstände sich andauernd vermehrten. Im Oktober 1930 wurden z.B. 6 neue Räume in der alten Töchterschule bezogen: 3 Räume des Erdgeschosses nahmen die vorgeschichtlichen und mittelalterlichen Bodenfunde auf, während in 3 Räumen des 1. Stockwerkes die Stadtaltertümer, die Göttinger Kunst und Beispiele zur Geschichte des Kostüms Aufstellung fanden. Im Jahre 1934 kamen noch 5 Räume im ersten Stockwerk hinzu; elektrische Beleuchtung wurde gelegt, und ein Heizungskamin gebaut. Ende 1936 wurde eine Warmwasserheizung eingebaut und mit einer vollständigen Neuaufrüstung begonnen. Ihr ging eine Erneuerung und Umänderung der Räume voran, deren Ziel ein in sich geschlossener, historisch aufbauender Rundgang war. In den einzelnen Abteilungen wurden die Beziehungen der Abteilungen zueinander und zur Gegenwart betont und die Gegenstände durch Beschriftung und sonstige Hinweise zu anschaulicher, künstlerisch wirkungsvoller Darstellung gebracht. Im Juni 1937 stand die Abteilung „Kirchliche Kunst“, im Juli 1937 zur Zweihundertjahrfeier der Universität die „Universitäts- und studentische Abteilung“ fertig da. An die Neuordnung dieser beiden Abteilungen schloß sich die der „Erd- und vorgeschichtlichen Abteilung“ an und dann die der „Geschichtlichen Abteilung“ mit ihren Unterabteilungen Rechtsaltertümer, Maße und Gewicht, militärische Gegenstände. Am 2. April 1939 konnten zwei Räume „Göttinger Kunst“ eröffnet werden, während der dritte Raum, der außer „Göttinger Kunst“ vor allem die Mündener Fayencen aufnehmen sollte, im

Herbst zur Fünfzigjahrfeier des Museums dem Publikum zugänglich gemacht werden sollte. Dieser Plan und weitere Ausbaupläne, die sich auf die häusliche und handwerkliche Kultur bezogen, mussten wegen des Kriegsausbruchs zurückgestellt werden.

Professor Moritz Heyne verfolgte mit der Sammlung nicht nur das Ziel, den Untergang und das Verschleppen der politisch, kulturell und künstlerisch wichtigen Gegenstände zu verhindern, sondern auch die Bewohner von Göttingen und Umgebung mit einem wichtigen Teil ihrer Geschichte durch die lebendige Anschauung vertraut zu machen und dadurch die Heimatliebe zu stärken, und den Studenten Anschauungsmaterial für das wissenschaftliche Studium der Philologie zur Verfügung zu stellen. So war es ihm, wie er selbst schreibt, eine große Freude, als er im Sommersemester 1895 vor über 50 akademischen Zuhörern in seiner Vorlesung über deutsche kirchliche Altertümer die Ausbildung des Altars und die Entwicklung des Madonnentypes in den Räumen der Sammlung darlegen und dazu gute, zum Teil treffliche Beispiele aus Göttingen und Umgebung vorführen konnte.

Den Grundstock der Sammlung bildeten die reichhaltigen bis zur Eröffnung des Museums auf dem Rathause untergebrachten Altertümer des Maßes, Gewichtes und Eichwesens, die alten städtischen Siegelstempel, Münzen und die übrigen Zeugnisse des städtischen Lebens, worunter besonders die Strafallertümer hervorzuheben sind. Die Göttinger Gilden schenkten Laden, Fahnen, Willkommen und sonstige Gildesachen, die Gemeinden der Umgebung überwiesen Schützenkleinode, die Universität Altertümer der Universität und des Universitätsmuseums, die Einwohnerschaft Familiensachen. Kirchliche Skulpturen aus Südhannover wurden zu einer reichhaltigen Sammlung südhannoverscher Kirchlicher Kunst vereinigt. Auch der Grundstock zu einer Universitäts- und Studentischen Abteilung, zu Göttinger Kunst und Mündener Fayencen wurde gelegt. Im Jahre 1905 wurden alte Werkstätten hiesiger Gegend aufgestellt, eine Einrichtung, die in anderen Sammlungen noch nicht bestand, so Werkstätten für Schuhmacher, Töpfer, Weber, und Zinngießer. Werkzeuge und Erzeugnisse der Lohgerber, Goldschmiede, Schlosser, Tischler usw., Beleuchtungsgeräte und Wirtschaftsaltertümer wurden gesammelt. Eine Apotheke war schon früher eingerichtet.

Schon Heyne hatte nach den ersten Jahren der Sammlertätigkeit danach gestrebt, die Sammlung durch lichtvolle, wissenschaftliche und dabei doch gefällige Aufstellung zu einer Musteranstalt für die Kultur- und Kunstgeschichte Südhannovers auszubilden und dadurch auf andere Anstalten fördernden und bestimmenden Einfluß auszuüben.

Nach seinem Tode am 1. März 1906 setzte sein Schüler und Nachfolger Dr. Bruno Crome die Sammel- und Bautätigkeit im Sinne seines Vorgängers fort. Besonders war er bestrebt, die Zeugnisse zur Göttinger Kunst, zur Universitätsgeschichte und zum literarischen Schaffen in Göttingen zu sammeln. Manch glücklicher Kauf und Fund ist ihm hierbei gelungen, so schon im Jahre 1906 der Kauf des von Fiorillo gemalten Originalporträts G.U. Bürgers und des Willkommens der Göttinger Zimmergesellen. Der Flügelaltar des Hans von Geismar, die Büste einer Heiligen aus Göttingen, der Altar der Albanikirche, die Madonna von Schmedenstedt, Handschriften von Lichtenberg, Kästner, G.U. Bürger u.a., Stammbücher Göttinger Studenten, Skizzen, Zeichnungen und Gemälde Göttinger Künstler, 1911 aus dem Nachlaß des Geheimrats Lohmeyer, 1917 allein 174 Karikaturen Eduard Ritmüllers, 1921 die Federzeichnungen Ludwig Emil Grimms „im Kolleg bei Jakob Grimm“, 1925 das Porträt Lichtenbergs von Joh. Ludwig Strecker und andere Kostbarkeiten wurden von ihm erworben, und groß war seine Freude, wenn es ihm einmal wieder gelungen war, einen lang gesuchten Gegenstand zu erwerben.

Durch Professor Berworn, Heiderich und Boit waren in Südhannover vorgeschichtliche Grabungen vorgenommen. Als Berworn Göttingen verließ (1909), wurde die Grabungstätigkeit von Crome weitergeführt. Viele Zeugnisse zur Kultur unserer Vorfahren kamen dadurch ins Museum, so dass 1910 mit der Neuordnung der vorgeschichtlichen Abteilungen begonnen wurde (vergl. Otto Fahlbusch: 200 Jahre vor- und frühgeschichtliche Funde in der Umgebung von Göttingen, Göttinger Blätter Neue Folge 1939 S. 71 ff.). Eine zweite von ihm kurz vor seinem Tode (gestorben 23. Februar 1933) begonnene Neuordnung

dieser Abteilung wurde durch seinen Sohn und Dr. Krüger weitergeführt und von Dr. Fahlbusch 1938 beendet.

Dr. Herbert Krüger übernahm das Museum am 1. Oktober 1933 von Dr. Fritz Crome, dem Sohn des so plötzlich verstorbenen Dr. Bruno Crome. Er leitete das Museum bis zum 30. Juni 1936 und hat in dieser kurzen Zeit vor allem das vorgeschichtliche Material durch glückliche, gut durchgeführte Grabungen vermehrt. Auch der erste Aufbau der erdgeschichtlichen Abteilung stammt von ihm.

Seit dem 1. Juli 1936 leitet Dr. Otto Fahlbusch das Museum, der nach größeren Umbauten an die Neuordnung und Neuaufstellung der Sammlungsgegenstände gehen konnte. Groß war die Zahl der studentischen Erinnerungsstücke, die nach Auflösung der Verbindungen erworben werden konnten und dadurch erst die Aufstellung einer studentischen Abteilung ermöglichten. Die Verbindungen der Braunschweiger, Hannoveraner, Hildeso-Guestphalen und Sachsen, die Agronomen, Friesen, Germanen und Holzminden stellten Erinnerungsstücke zur Verfügung. Aber auch sonst konnten zahlreiche studentische Gegenstände erworben werden, so Mensurbilder, Federzeichnungen und Stammbücher, deren Zahl durch glückliche Erwerbungen von 46 auf 107 anstieg. Nach dem Universitätsjubiläum wurde das Hauptaugenmerk auf die Erwerbung handwerklicher Werkzeuge und von Gegenständen des häuslichen Lebens, besonders der Wohnkultur, gelegt.

Immer wieder haben Gönner und Freunde das Museum in ihren letzten Verfügungen bedacht, so General Carl Schwarz (1916), Oberleutnant Lehmann (1921), Professor Friedrich Luecke (1921), Rektor Tecklenburg (1929), Pastor Wiede und Familie von Dachenhausen (1937), Geheimrat Dertmann (1938), Dr. Maske und Graf Cuno von Hardenberg (1939).

Der Geschichts- und Altertumsverein hat zunächst Jahr für Jahr seine Überschüsse zur Verfügung gestellt, während er in den Jahren nach dem Weltkriege von Fall zu Fall Mittel für größere Erwerbungen überwies. Auch dem Anthropologischen Verein und der Gesellschaft Naturforschender Freunde ist das Museum zu Dank verpflichtet. Die hauptmittel kamen jedoch von der Stadt, die sich ihrer Pflicht, ein der Universitätsstadt Göttingen würdiges Museum zu unterhalten, besonders in den letzten Jahren immer mehr bewusst geworden ist und im Hinblick auf das Universitätsjubiläum größere Mittel aufgewandt hat.

Otto Fahlbusch.

Zwei bandkeramische Fundplätze auf dem Gebiet der Göttinger Innenstadt.

Otto Fahlbusch.

Die unmittelbare Umgebung Göttingens war in der jüngeren Steinzeit, d.h. im 3. Jahrtausend vor der Zeitrechnung, stark besiedelt. Nicht nur an der Quelle der Rase und des Gronebaches siedelten bandkeramische Bauern, sondern auch in der Feldmark der Stadt Göttingen östlich der Leine. Georg Pfanneberg hat beim Bau der Ostkaserne und nordöstlich von ihr zwischen Steinsgraben und „Seelenborn“ an schwarzen Stellen bandkeramische Scherben und Werkzeuge in großer Zahl gefunden. Aber auch auf dem Gebiete der inneren Stadt, haben, wie die letzten Jahre gezeigt haben, Bandkeramiker ihre Wohnplätze gehabt.

Als im Januar 1937 auf dem Hofe des Städt. Museums (Höhenlage 150 Meter) ein Regenwasserbehälter gebaut wurde, stießen die Arbeiter auf schwarzes Erdreich, aber es war nicht möglich, diese Stelle zu untersuchen, da sie von einer Mauer der alten Herzogsburg durchzogen wurde. Immerhin war unsere Aufmerksamkeit erregt und, als man im August 1937 unmittelbar an der Nordwand des Ostflügels des Museums bei Anlage eines Schachtes wiederum eine schwarze Stelle anschnitt, wurde eine sorgfältige Untersuchung vorgenommen. Zur Verfügung stand die Schachtfläche von 1,20 Quadratmeter. Nach Süden unterband die Mauer des Museumsgebäudes jede weitere Untersuchung, aber auch nach den übrigen Seiten konnte die Schachtfläche nur wenig erweitert werden, so dass der Rand der schwarzen Stelle nicht überall erreicht wurde. Wo wir ihn erreichten, stießen wir auf Löß. Der tiefste Punkt in der Schwarzfärbung wurde etwa in der Mitte des Schachtes mit 0,60 Meter gemessen. An der Ostwand betrug die Stärke der Schwarzfärbung 0,30 Meter, an der West- und Nordwand 0,45 Meter. Es ist daher eine Grube von etwas über 2 Meter Durchmesser anzunehmen. Über der Grube stand eine Humusschicht von 0,40-0,45 Meter, darüber aufgeschütteter Boden von 1 Meter, unter der Grube Lößlehm.

Aus der untersuchten kleinen Fläche konnten aus verschiedener Tiefe zahlreiche Knochenreste, darunter 2 Rinderzähne, 1 Feuersteinsplitter, 1 Basaltsplitter und ein Teil einer Mahlplatte aus Sandstein und 3 verzeirte Scherben der einfachen älteren Bandform ohne Stiche geborgen werden (vgl. Abb.). Eine Scherbe war ein Randstück; ein weiteres Randstück ohne Verzierung und der Henkel eines größeren Gefäßes wurden neben einer Anzahl unverzierter Gefäßscherben festgestellt. Die beiden Randstücke lassen auf bombenförmige Gefäße mit etwas verengter Öffnung schließen. Die Scherben zeigen das Winkelband mit einer Mittellinie und das breite, ungefüllte Spiralband, so dass die Grube, wenn man aus den wenigen Funden einen Schluß ziehen darf, der älteren Linearbandkeramik zugerechnet werden muß.

Abbildungen: Bandkeram. Grube auf dem Hof
Des Städt. Museums Göttingen,
11.4.37

„Bettmann“ Garten
Bandkeram. Grube, Juni 1938

Zehn Monate später, im Juni 1938, gelang zum 2. Male der Nachweis bandkeramischer Besiedlung innerhalb des bebauten Stadtgebietes, und zwar 180 Meter südöstlich der im Hofe des Museums aufgedeckten Fundstelle. Im früheren Bettmannschen Garten nördlich der Hauptpost (Höhenlage 151 Meter) ließ die Firma Henjes & Beißner ein großes Speichergebäude errichten. Der Bauplatz lag im Graben der inneren Stadtbefestigung, so dass umfangreiche Erdarbeiten vorgenommen werden mussten, da man unter die Sohle des Stadtgrabens gehen musste, um sicheren Untergrund zu bekommen. Durch die Erdarbeiten wurde der Stadtgraben in voller Breite (34 Meter) durchschnitten, wodurch sich eine gute Gelegenheit zur Beobachtung der alten Stadtbefestigung bot. Bei den Untersuchungen zeigten sich in dem freigelegten hellen Lößlehm 3 schwarze Stellen, von denen sich die in der Ostwand deutlich als ovale Grube heraushob, da sie senkrecht geschnitten wurde; sie konnte wegen der darüber stehenden äußeren Mauer nicht untersucht werden. Die westlich davon liegende 2. Grube war durch den Stadtgraben beinahe völlig zerstört. Besser erging es mit der 3. Grube an der Westseite des Grabens. Obwohl nur der untere Teil der Grube erhalten war, genügte die Ausbeute, die Grube zeitlich festzulegen.

Gelb gebrannter Lehm kam, da wir uns auf dem Boden der Grube befanden, in größerer Menge zum Vorschein. Außerdem konnten 4 Teilstücke von Mahlplatten aus Sandstein, 3 Kleinwerkzeuge, davon 2 aus Quarzit (vgl. die letzten Stücke der Abb.) und eine Anzahl Scherben geborgen werden.

Aus den Scherben heben sich ein Knubbenstück (6), mehrere Gefäßscherben mit plastischem Band, eine davon mit Knubben und tiefen Querschnitten auf den Rippen (1), gelbbraun bis dunkel in der Farbe, ein schwärzliches Stück mit schwach ausgeprägter Warze, nach der sich ein tiefes, schmales Band zieht, das auf jeder Seite von einer Reihe tiefer mondsichelförmiger Stiche begleitet ist (4), und ein Randstück mit Stichreihe und schmalen Rand (5) heraus. Nicht abgebildet ist eine Gefäßscherbe (innen braun, außen schwarz) mit 3 Linien (Band mit Mittellinie) und einer Stichreihe auf jeder Seite des Bandes.

Die Bänder auf den Gefäßscherben sind schmäler als die des Museumsgrundstückes; Rand und Gefäßwand sind mit Stichreihen geschmückt, so dass die Stiche nicht mehr als Füllmuster verwendet werden, sondern dem Band gleichgeordnete Verzierungen bilden. Die Gefäßscherben gehören also der jüngeren Linearbandkeramik an.

Ein bandkeramischer Wohnplatz bei der Springmühle.

**(Ausgrabung Mai bis Juli 1937 auf dem Gelände der
Reichsautobahn westlich Göttingen).**

Otto Fahlbusch.

Als die Schürflöcher für die Weiterführung der Reichsautobahn Kassel – Göttingen auf der Strecke Göttingen – Northeim ausgehoben wurden, war es Zeit, die abgesteckte Strecke auf vorgeschichtliche Funde hin abzugehen. War doch mit Sicherheit anzunehmen, dass in dem schon längst bekannten bandkeramischen Siedlungsgebiet der Gronequelle bei der „Springmühle“ neue Funde zutage treten würden. Hier waren von Bruno Crome 1913, 1919 ff., von Herbert Krüger 1933 und 1935 und von Hermann Danne seit dem Jahre 1911 immer wieder Funde geborgen, aber von so großen Flächen, wie sie die Bauausführung der Reichsautobahn versprach, war noch nie die Humusschicht abgehoben. Wir gingen im Winter und im Frühjahr 1936/37 wiederholt die Strecke ab und stellten bei Punkt 0,4 klm. (von der Landstraße zwischen Grone und Ellershausen an gerechnet), bei 0,7 klm. Südlich des Gronebaches, bei 1,4 klm. Nördlich des Baches, bei 1,8 klm. Am Gesundbrunnen, bei 2,5 klm. Am Gallbühl und bei 5,0 klm. Nördlich Holtensen schwarze Stellen fest.

Als Ende April 1937 die ersten Arbeiterkolonnen mit dem Abheben der Humusschicht begannen und die Erde zur Seite karrten, waren auch wir zur Stelle, d.h. wir vom Museum und Lehrer Danne. Unter der Humusschicht kam außer im Gronebachgebiet der helle Lößlehm zum Vorschein und in ihm südlich und nördlich des Gronebaches ganze Reihen von schwarzen Stellen. Wie zu erwarten war, zeigten sich die meisten Fundstellen und Funde an der Nordseite, d.h. auf der Seite, die von der Südsonne beschienen wurde. Von Höhenlinie 150 des Bachlaufes stieg der Hang bis 160,6 Meter an, und hier auf Höhenlinie 162 bei klm. 1,4 der Reichsautobahn setzten wir den Spaten an, weil sich dicht nebeneinander kleinere schwarze Stellen im Lößlehm zeigten, die Pfostenlöcher verrietten, und Pfostenlöcher suchten wir. Je 3 Pfosten in drei Reihen legten wir zunächst frei und stellten fest, dass die Pfosten noch 0,55 bis 0,80 Meter unter die abgehobene Schicht ging (Abb. 1). Die mittleren Pfosten standen in tieferen Gruben, die oberflächlich ineinander übergingen. Sonst war der Boden innerhalb der Pfosten nicht schwarz gefärbt. Der Umfang des durch die Pfosten begrenzten Raumes betrug von Norden nach Süden 3,75 Meter, vom Westen nach Osten 4,15 Meter. Nach Norden waren dem Speicher in einer Entfernung von 1,5 Meter 4 Pfosten in einer Länge von 2,5 Meter vorgelagert; sie gingen nur bis 0,4 Meter tief. Unmittelbar vor der Nordwestecke dieser Viererreihe lagen noch einmal 2 Pfosten mit 1 Meter Zwischenraum, sie erstreckten sich noch weniger tief und waren auch nicht so stark wie die vorgelagerten vier Pfosten. Daß wir hier die Stufen und den Eingang zu einem auf Pfosten ruhenden Speicher hatten, wurde dadurch zur Gewissheit. Die Funde in den Pfostenlöchern und in einer südwestlich anschließenden ovalen Grube von mäßiger Tiefe waren gering, ließen aber die Zugehörigkeit zur bandkeramischen Kulturgruppe erkennen.

6 Meter nördlich dieses Speichers lag die Wohngrube, ein Kurvenkomplexbau von 5,50 Meter (Süden), 9,25 Meter (Norden), 8,50 Meter (Westen), 11 Meter (Osten) umfang (Abb. 1 und 2). Sie hatte also ihre größte Ausdehnung an der östlichen Seite, und hier lag auch in der südöstlichen Einbuchtung der Eingang zur Wohngrube. Südlich war er von einer Grube A flankiert, die ich als Vorratsgrube ansprechen möchte, weil in ihr hauptsächlich tierische Reste, besonders Rinderzähne, gefunden sind. Sie war 0,75 bis 0,80 Meter tief und besaß einen Umfang von 1,50 bis 1,75 Meter. Die mit B bezeichnete Stelle war gleich nach abheben der Humusschicht durch eine hufeisenförmige, nach Südosten offene Anordnung von gebranntem Lehm (öffnung 0,5 Meter) als Herdstelle zu erkennen. Die Herdgrube war 0,5 Meter tief. Einer von der Herdgrube getrennten Eintiefung von 0,4 Meter Tiefe an der östlichen Seite entsprach ein Pfostenloch an der westlichen Seite dieser

Herdstelle. Inwieweit sie zum Aufbau der Hütte gedient haben oder für die Herdstelle von Bedeutung waren, bzw. für Hütte und Herdstelle zugleich, kann nicht gesagt werden.

Westlich von der Herdgrube B zeigte sich eine zweite größere schwarze Stelle C, die zunächst 0,35 bis 0,45 Mtr. Tief schwarz gefärbt war, sich dann verengte und steil bis 0,90 Meter abfiel. An der Südseite kam wie bei der Herdstelle B eine hufeisenförmige gebrannte Lehmschicht zum Vorschein, mit der offenen 0,25 Meter breiten Seite nach Südwesten. Diese offene Herdstelle lag also an der Schmalseite der tieferen Herd- und Abfallgrube. Zahlreiche Scherben fanden wir südwestlich bis südöstlich um die Herdstelle herum; noch zahlreicher waren die Scherben in der Herdgrube selbst. So dicht waren sie aufeinandergepackt, und so gut waren sie durch eine Asche- und Fettschicht abgeschlossen, dass an vielen Scherben die weiße Inkrustierung der Verzierungen tadellos erhalten war. Unten auf der Sohle der Herdgrube war der Unterkiefer eines Rindes in gebranntem Lehm eingebettet. Nordöstlich von C lag in einer Ausbuchtung eine steilwandige Grube D von 1 Meter Durchmesser und 1 Meter Tiefe ohne Funde. Wegen der geringen Größe, wegen ihrer Form und der Fundleere möchte ich auch sie als Vorratsgrube ansprechen.

Zwischen C und A wurden viele Reste von Mahlsteinen aufgedeckt. An dieser Stelle zwischen Herd- und Vorratsgrube war also ein Arbeitsplatz, an dem man das gerentete Getreide quetschte. Nördlich der Herdgrube nahmen die Schwarzfärbung und die Funde immer mehr ab. Nur wenig Scherben, ein Nucleus und ein abgebrochenes Feuersteinmesser wurden noch gefunden.

Wichtig war, dass wir im Juli, als das Autobahnniveau hergestellt wurde, 19,5 Meter östlich des Kurvenkomplexbaues langgestreckte Pfostenreihen fanden (Abb. 1). Die Länge des Gebäudes vom Westen nach Osten betrug 11 Meter, die Breite im Westen 3,25 Meter, im Osten 3,5 Meter. Im Norden war, wie das 0,5 bis 0,6 Meter breite schwarze Band ausweist, eine Schutzwand gezogen, zu der die 12 kleinen Pfostenlöcher in Verbindung stehen. Die Wand ging nach Westen noch 2,25 Meter über die Pfosten des Gebäudes hinaus und bildete so eine geschützte Ecke. In dem Pfostenkomplex zeichnen sich deutlich zwei Gebäudeteile ab, im Osten eine wohl zuerst schiefwinklich stehender Speicher mit 4 starken Eckpfosten, zwischen denen von Westen nach Osten eine Mittelreihe von 3 Pfosten stand. Auch zwischen den Pfosten an der Südseite konnte noch ein dritter Pfosten nachgewiesen werden, während im Norden ein dritter Pfosten nach Osten herausgerückt war. Im ganzen ergeben sich für diesen Ostbau folgende Maße: Westen 3,35; Osten 3,5; Süden 4,00; Norden 3,75, bzw. 4,75 Meter, wenn man den nach Osten heraustretenden Pfosten mitrechnet. Im Westbau ist eine weitere Pfostenreihe eingeschoben, so dass hier vier Reihen Pfosten vorhanden sind. Die Maße der Seiten im Westbau betragen, wenn man den östlichen Pfosten der dritten Reihe außer acht lässt, 3,35 bzw. 3,00 im Norden. Ost- und Westbau, die den Maßen des Speichers nahe kommen, schließt ein Verbindungsbau von 3,75 Meter Länge und 3,25 Meter Tiefe zu dem Einheitsbau von 11 Meter Gesamtlänge zusammen.

Ähnliche Pfostensetzungen, die Herbert Krüger im Winter 1934 auf der Reichsautobahn bei der Rasemühle aufdeckte, finden durch diese Grabung ihre Erklärung. Auch hier waren die Pfosten in 3 Reihen angeordnet, aber der Zusammenhang nicht so klar zu erkennen, weil in die Pfostenreihen vielfach andere Reihen einschnitten.

Wie durch Werner Buttler für Köln-Lindenthal (W. Buttler u. W. Haberey: Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal, Röm.germ. Forschungen Bd. 11), so konnten durch die Grabung von 1937 für Südhannover unregelmäßige eingetiefte Kurvenkomplexbauten zu Wohnzwecken, in unserem Falle mit zwei Herdstellen und zwei Vorratsgruben, nachgewiesen werden. Zur Aufbewahrung von Vorräten diente ein kleiner viereckiger Speicher sowie ein aus drei Teilen zusammengesetzter Speicherbau von 11 Meter Länge.

Die Gefäßreste sind hauptsächlich in der Wohngrube gefunden: unverzeirte, dickwandige, grobe Ware, in allen Schattierungen von Gelbrot bis dunkelbraun, die Stark „gemagert“, d.h. deren Ton mit Sand und Quarzteilen durchsetzt ist, und feingeschlammte, dünnwandige, gut geglättete, verzierte, schwarze Gefäßscherben. Aus den Scherben ließen

sich drei große Vorratsgefäße und ein kleineres verziertes Gefäß zusammen setzen. Außerdem konnten zwei andere Gefäße, die in der Nähe des großen Pfostenbaues geborgen wurden, zusammengesetzt werden. Das eine Gefäß (Höhe 31,5, Randdurchmesser 37,5, größter Durchmesser 45 Zentimeter) war mit Knubbeb zum Anfassen und mit einem aufgelegten Band als Verzierung versehen (Abb. 3). Das zweite Gefäß war ein kugeliges Krug mit drei Henkeln (Höhe 51, Randdurchmesser 21, größter Durchmesser 48 Zentimeter) (Abb. 3). Ihm glich das dritte Gefäß (Höhe 37, Randdurchmesser 15, größter Durchmesser 34 Zentimeter), nur dass der Hals 6 Zentimeter hoch und das Gefäß besser geformt war (Abb. 4). Es war mit reichen, weiß inkrustierten Verzierungen versehen, die hauptsächlich die Felder in den Bändern an der Gefäßwand ausfüllten. Der untere Teil des Halses war mit zwei Reihen tiefer Einstiche geschmückt. Um Bauch des Gefäßes saßen drei große Henkel. Da die Scherben eng aneinander gepackt in einer Fett- und Ascheschicht gelegen hatten, war die weiße Farbe, mit der die Verzierungen ausgelegt waren, gut erhalten, so dass wir uns noch heute vorstellen können, wie schön das Gefäß früher ausgesehen hat.

In der Herdgrube sind auch die Scherben gefunden, aus denen sich ein mit dem Rand etwas nach außen gehendes Gefäß mit Knubben zusammensetzen ließ (Höhe 12, Randdurchmesser 14,0, größter Durchmesser 16,4 Zentimeter) (Abb. 5). Die Verzierung schließt als Winkelband, das mit tiefen, weiß ausgelegten Stichen geschmückt war, den Knubben ein. In der Form ähnelt diesem Gefäß ein etwas kleineres mit gerade stehendem Rand, (Höhe 8,2, Randdurchmesser 9, größter Durchmesser 11,2 Zentimeter), das zusammen mit einem anderen in der Nähe des großen Pfostenhauses gefunden ist. Ein Zickzackband umzieht das Gefäß, von dessen Winkelspitzen jedes Mal eine Reihe von sechs bis acht Stichen nach oben und unten läuft. Das zweite außerhalb der Wohngrube gefundene Gefäß (Höhe 10,2, Randdurchmesser 8,6, größter Durchmesser 13,0 Zentimeter) war mit einem dreilinigen Zickzackband verziert, nach dessen innerer Winkelspitze sich eine etwa 2 Zentimeter lange Doppelstichreihe zog und unter dessen Rand ein einfaches Stichband verlief.

Auf vielen dickwandigen Scherben kommt das aufgelegte Band vor, das sich von knotenförmigen Verdickungen am Rande zum Gefäßgriff herunterzieht (Abb. 6, 1-5). Bei einem groben Scherbenstück ist die Verzierung dadurch entstanden, dass die Spitze zweier Finger den Ton unter dem Gefäßrande etwas zusammengepresst und dadurch hochgedrückt hat, so dass ein Steg mit Vertiefungen auf jeder Seite entstanden ist (Abb. 6,6). Die grobe Ware ist häufig mit Griffen zum Anfassen oder mit Henkeln zum Aufhängen versehen gewesen. Auch die feine Ware hat, wenn auch seltener, Knubben.

Scherben mit Verzierungen, die der reinen Stichbandkeramik angehören, kommen nicht vor. Vielmehr gehören alle Gefäße und Scherben der Linear-Bandkeramik an, von der sowohl die älteren einfachen Formen ohne Füllornamente innerhalb der Bänder als auch Bänder – in diesem Falle sind es Bogenbänder – mit großen Einstichen in Form von Gerstenkörnern vorkommen. Zwickelfüllung ist selten; dagegen sind senkrechte Stichreihen außerhalb des Bandes häufiger. Die Bänder sind zum großen Teil geradlinig und umziehen im Zickzack- oder Winkelband die Gefäße. Der Gefäßhals des großen verzierten Gefäßes ist mit zwei Reihen tiefer Einstiche versehen. Bei den Randscherben, die zu kleineren Gefäßen gehören, fehlt der Hals; sie lassen meist auf kumpfförmigen Gefäße schließen. Entweder ist der Rand unverziert oder mit einer Reihe und noch häufiger mit zwei Reihen dreieckiger Stiche eingefasst.

Die Linien sind mit Hilfe von spitzen Knochensticheln gezogen, die Stichreihen mit breiteren in die Gefäßwand hineingedrückt. Sie sind deshalb unregelmäßig angeordnet. Nur der große kugelförmige Krug ist reicher verziert. Das um ihn herumgeführte Band ist in Felder aufgeteilt, die abwechselnd mit einer Stichgruppe und mit einem diagonalen Gitternetz ausgelegt sind. Die Stichreihe setzt sich über die nicht vom Band eingenommene Fläche zum nächsten Stichreihenfeld fort und läuft in dreifacher Reihe vom Hals zum Henkel. Eine geübte Hand verrät auch das abgebildete große Stück 11. Die schön verzierten Gefäße sind wohl kaum an Ort und Stelle hergestellt. Dagegen sind die Gefäße

mit den einfachen Verzierungen der Linear-Keramik am Fundplatz geformt und verziert, so dass man annehmen kann, dass hier ältere Muster beibehalten und als Verzierung noch gebraucht sind, als schon reichere Schmuckformen aufgekommen waren, die nicht nur das Band und den Rand in einfacher Weise schmücken, sondern überall, wo es sich nur irgendwie ermöglichen lässt, angebracht sind. Deutlich merkt man besonders bei dem großen Gefäß, wie die Freude am Schmuck größer geworden ist.

Die bandkeramischen Siedler an der Gronequelle kennen und verwenden also sowohl einfache lineare Bänder als auch das Dreiliniensband, das aufgelegte Band und den Stich, bzw. die Stichreihe, in Verbindung mit dem Band. Nach Buttler (Werner Buttler: Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, Bd. 2 S. 25/26) kommen somit bei ihnen Schmuckelemente vor, die am Rhein (mittlere Flomborner Leitlinie), aber auch in Mitteldeutschland (Stichband) vorgeherrscht haben. Da anzunehmen ist, dass der Wohnplatz an der Gronequelle von beiden beeinflusst ist, muß er also jünger als sie sein und der jüngeren Linienbandkeramik angehören, worauf auch die reichen Schmuckformen an den Gefäßen und vielen Scherben hinweisen.

Springmühle Abb. 1

Springmühle Abb. 2

Springmühle Abb. 3

Springmühle Abb. 4

Springmühle Abb. 5

Springmühle Abb. 6

Springmühle Abb. 7

An Werkzeugen sind die üblichen bandkeramischen Flachhacken (4) gefunden (Abb. 7), aber auch ein 9,5 Zentimeter langer, durchbohrter Schuhleistenkeil (Nr. 1). Er ist am Nacken und an der Schneide abgestumpft und daher als Hammer benutzt. Die beiden dünnen 0,09 bzw. 1,3 Zentimeter dicken Flachbeile (Nr. 2 u. 3) besitzen eine Stark abgeschrägte Schneide (Nr. 2, 6,5:5 bei einer Schneidenbreite von 6 Zentimetern), während ein drittes nicht abgebildetes dickeres Beil auf der Unter- und Oberseite ganz abgeplattet und flach ist. Die durchbohrte Flachhacke ist schon früher gefunden. Nur wenig Feuersteingeräte sind vorgekommen, dagegen eine größere Zahl Basaltsplitter, die als Werkzeuge benutzt sind. Kleinere, zerbrochene Mahlplatten fehlen nicht und runden das Bild dieser bäuerlichen Siedlung der Linear-Bandkeramik aus dem 3. Jahrtausend vor der Zeitrechnung ab.

Mit sicherem Blick haben sich die Siedler der jüngeren Steinzeit einen Platz ausgesucht, der nicht nur gutes Trinkwasser und Ackerland, sondern auch Wiesengelände bot, das ihnen Gelegenheit gab, Viehzucht zu treiben. Daß sie dies getan haben, darauf weisen die zahlreichen in den Gruben gefundenen Rinderknochen hin. Wildknochen sind nicht gefunden. Das Gehöft lag nicht allein, was nicht nur viele andere Funde beweisen, die beim Bau der Reichsautobahn in der Nähe des Fundortes gemacht sind, sondern auch die früheren Grabungen in diesem Gelände, die Gruben mit reichem Fundmaterial und auch schon rechteckige Speichergrundrisse ergaben. Interessant ist, dass auch die bandkeramischen Siedlungen bei der Rasemühle, am Erdbost und am Gallbühl auf derselben Höhenlinie westlich der Leine liegen, und dass die sie verbindende urgeschichtliche Straße, die W. Lampe als erster erkannt hat (Hannoversche Schulzeitung 47, 1911), sich als Verbindungsweg bis in die Gegenwart gehalten hat, ja dass sie heute von der Reichsautobahn wieder aufgenommen ist, während die Heerstraßen der Neuzeit tiefer im Tal verlaufen.

Ein Gefäß der jüngeren Linearbandkeramik aus Strodhagen (Kreis Einbeck).

Otto Fahlbusch.

Am Billschen Born bei Strodhagen am Nordfuß des Süllberges sind von den verschiedensten Forschern steinzeitliche Funde gemacht (vgl. Otto Fahlbusch: Die Besiedlung des Kreises Einbeck in der jüngeren Steinzeit, 12 Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck S. 57). Zu ihnen gehörte auch ich, indem ich am 18.6.1922 in 2 Teilen übereinander gelagert in der Lehmgrube nördlich des Billschen Borns 12 Scherben fand, die sich zu einer Topfwand, aber noch nicht zu einem ganzen Gefäß zusammensetzen ließen. Die Grube war beinahe völlig ausgeleert, und ich bedauerte damals lebhaft, nicht das ganze schönverzierte Gefäß, wie sich aus den Resten erkennen ließ, gefunden zu haben.

Lebhafte Freude löste es daher bei mir aus, als ich 16 Jahre später einen anderen Teil dieses Gefäßes im Magazin des Göttinger Museums entdeckte, so dass das ganze Gefäß zusammengesetzt werden konnte (vgl. Abb.). Das bombenförmige Gefäß ist 13,5 Zentimeter hoch und besitzt am Rand einen Durchmesser von 18 Zentimeter. Das Material ist feingeschlämmt, von nicht ganz gleichmäßiger Farbgebung zwischen hellgrau und blaugrau. Die Wand ist 0,5 Zentimeter stark, wird jedoch nach dem Boden hin dicker. Die Gefäßwand ist mit einem etwa 2 Zentimeter breiten Spiralbogenband verziert, das einen Bogeneinschlag nach links besitzt und in Abständen von 1,5 – 2 Zentimeter mit doppelten Stichreihen geschmückt ist. Auch unter dem Rand zieht sich eine doppelte Stichreihe hin. Von ihr gehen nach dem Bogenwinkel Stichreihenpaare aus, die auch den auslaufenden Spiralbogen umgeben. Die Stiche selbst sind zum größten Teil dreieckig. Nach Form, Schmuck und Technik gehört daher das schönverzierte Gefäß der jüngeren Linearbandkeramik an.

Stichbandkeramik im Leinetal

Otto Fahlbusch

Im Leinetal nördlich Northeim zwischen dem Wegkrug Edesheim und Hohnstedt sind wiederholt urgeschichtliche Funde gemacht. Hier wird zwischen Bahndamm und Landstraße eine das Leineflussbett etwa 5 Meter überhöhende Kiesterrasse ausgebeutet (Höhenlage 118,1 Meter). Sie ist von einer bis 1 Meter starken Humusschicht überlagert, bei dessen Wegräumung wiederholt schwarze Stellen zutage traten, in der mit der fortschreitenden Kiesausbeute immer wieder urgeschichtliche Funde gemacht sind. Schon vor Cromes und Buttlers Grabung im Jahre 1929 sind von Pastor Riese (Mus. Göttingen), von Lehrer Lampe (Landesmus. Hannover) und von mir (Mus. Einbeck) in der Kiesgrube beim Wegkrug Edesheim bandkeramische Funde sichergestellt.

Als die nördlich anschließende Kiesgrube Francke angelegt wurde, konnten auch hier ganz bedeutsame Funde geborgen werden, so im November 1934 die „Edesheimer Kulttrommel“ und etwas später 2 latènezeitliche Drehscheibengefäße (vgl. Northeimer Heimatbl. 1938 S. 110). Zu diesen Funden gesellen sich eine Anzahl größerer Gefäßscherben, die das Museum, die das Museum Northeim als Sammelfund im März 1937 bekommen hat. Sie stammen aus flachen, ovalen Gruben, die sich in der Erdschicht über dem Kieslager befanden und beim Wegräumen der Humusschicht freigelegt wurden. Es ist schade, dass keine Untersuchung der Fundstelle erfolgt ist, aber wichtig ist, dass aus den Scherben 5 Schalen zusammengesetzt werden konnten. Es sind die ersten Funde dieser Art in Südhannover.

Die Form der Schalen ist flachoval; ihre Höhe beträgt 4,5 Zentimeter, ihr Durchmesser 11,5-18,5 Zentimeter. Sie besitzen keine Standfläche. Die Farbe ist hellbraun und an einigen Stellen schwärzlich, anscheinend als Folge des die Gefäße verschieden stark treffenden Brandes. Das Kumpfgefäß ist hellgrau gefärbt. Der Ton ist feingeschlämmt.

Die Gefäße sind mit doppelten Stichreihen verziert, die meist paarig angeordnet sind. Die Stichreihen stehen in Form von spitzen Winkeln, die nach dem Rande hin offen sind, in 4 Gruppen mit je 3 oder 4 doppelten Stichreihenpaaren untereinander um das ganze Gefäß. Nur beim Kumpfgefäß ist der innerste Winkel, der breit hingelagert ist, durch ein doppeltes Stichreihenpaar zu einem Dreieck geschlossen. Bei dem mittleren Gefäß wird die eine Seite aller Winkel einer Gruppe durch ein und dasselbe doppelte Stichreihenpaar gebildet und nur die zweite Winkelleiste jedes Mal durch ein besonderes doppeltes Stichreihenpaar. Der Einzelstich läuft nach dem Rande hin spitz zu, sieht also wie ein dreieckiger Keil aus oder wie eine Hasenfährte. Nur bei einem Gefäß ist der Stich flach und rundlich (s. Abb. Gefäß 1, 4, 5).

Höhe und Durchmesser der Gefäße in Zentimeter:

Gefäß 1: 6,5	18,5 bei 4 Dreiecken mit doppelten Stichreihenpaaren
Gefäß 2: 4,5	15,5 desgl.
Gefäß 3: 5	13,5 bei 4 Dreiecken mit 5 Doppelreihen
Gefäß 4: 6,5	16,0
Gefäß 5: 5,3	11,5 Kumpfgefäß mit 2 Knubben, eingezogenem Rand und 2 Winkelgruppen.

Schalen mit doppelpaarigen Stichreihen sind bisher in Südhannover nicht bekannt geworden. Das Landesmuseum Hannover besitzt unter seinen Funden aus Edesheim zwei ähnlich verzierte Scherben, deren Winkel an ein horizontales Stichreihenband stoßen, und in Rosdorf bei Göttingen sind zwei Gefäßscherben gefunden, die eine doppelpaarige Randverzierung und eine Winkelverzierung von 3 Doppelpaaren aufweisen (Mus. Göttingen).

Sucht man nach Parallelen zu den Schalen, so muß man in das Gebiet der mitteleutschen Stichbandkeramik gehen, wo ähnliche Schalen in Merseburg (2), in Helbra südlich Mansfeld (2), in Helsta südöstlich Eisleben und in Erfurt (je 1 Schale) ausgegraben sind (vgl. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder Bd. 23, Tafel 73 und Bd.

24 S. 132, und Handbuch der Urgeschichte Deutschlands von E. Sprockhoff, Bd. 2 (W. Buttler), Tafel 6 Nr. 5,8). Die bei Edesheim geborgenen Gefäßreste werden aus diesem Gebiet stammen. Sie gehören der älteren Stichbandkeramik an und zeigen, dass enge Verbindungen zwischen dem mitteldeutschen Gebiet und dem Leinetal, besonders mit der steinzeitlichen Siedlung bei Edesheim, bestanden. Der Weg wird, wie schon Butschkow in dem 23. Band der Jahresschrift auf S. 58-59 annimmt, südlich des Harzes von Eisleben-Mansfeld über Nordhausen nach Edesheim oder von Erfurt über Mühlhausen nach Duderstadt und Göttingen führen, zumal neuerdings vom Landesmuseum bei Duderstadt und von mir westlich des Seeburger Sees bei Ebergötzen bandkeramische Siedlungen entdeckt sind, die die Verbindung zwischen Mitteldeutschland und dem Leinetal noch deutlicher machen.

Abb.: Gefäß der jüngeren Linearbandkeramik aus Strodhagen (Kr. Einbeck)

Abb.: Edesheim: Schalen der Stichbandkeramik

Auf diesem Wege wird auch die Kulttrommel, die zu einer Leichenbestattung mit Tasse (Walternienburg II) gehört, nach Edesheim gekommen sein (Kulttrommel im Landesmus. Hannover, Tasse im Mus. Northeim). Sie ist nur wenige Meter von der Fundstelle der Schalen entfernt, gleichfalls in der Kiesgrube Francke, gefunden, während die Grabung Crome-Buttler in der Kiesgrube beim Wegkrug stattfand.

Außer den Scherben, die sich zu den 5 Schalen zusammen setzen ließen, sind noch andere Scherbenstücke mit Stichreihenpaaren eingeliefert, die sich aber nicht zu Gefäßen vervollständigen ließen.

Das „Junkernhaus“ in Göttingen.

Otto Fahlbusch

An der Ecke der Barfüßer- und Judenstraße erhebt sich ein stattliches, schön geschmücktes Fachwerkhaus aus dem 16. Jahrhundert, das sogenannte „Junkernhaus“. Unter dem Namen Junkernhaus, Junkernschenke ist es eine weithin bekannte Gaststätte geworden, aber dieser Name kommt ihm nicht mit Recht zu. Denn das Haus ist niemals das Klubhaus der Stadtjunker, die Börse der Patrizier, gewesen. Da es jedoch die im Jahre 1734 herausgekommene offizielle Stadtgeschichte, die Zeit- und Geschichtsbeschreibung, behauptet (Teil II S. 106), hat bisher kein Geschichtsschreiber Göttingens diese Angaben bezweifelt, sondern sie ungeprüft übernommen: „Dem Alterthum zu Ehren wollen wir noch zuletzt des so genannten Olden- oder Junckern-Saals gedencken. Es ist dieser das an der Westlichen Ecken der Barfüsser Strassen und grossen Juden-Gassen belegene Eck-Hauß, welches auch ehedessen das Jung-Gesellen Haus, imgleichen die Burse, genennet worden“, schreibt die Zeit- Geschichtsbeschreibung. Prof. Otto Behrendsen spricht zwar von der Geschichte und Beschreibung des sog. Junkernhauses zu Göttingen ¹⁾, macht sich aber in dem Aufsatz selbst von der überkommenen Überlieferung nicht frei, sondern steht in seinen Ausführungen ganz unter dem Bann der bisherigen Überlieferung, dass nämlich das Eckhaus der Barfüßer- und Judenstraße das Junkernhaus sei.

Auch Buhmann schreibt noch 1938 unter dem Gewicht dieser „Göttinger Legende“ in seinem Aufsatz „Bertold Kastrop, ein Meister der Marien-Altäre in Süd-Niedersachsen“²⁾: „Leider lässt sich das Wohnhaus Kastrops in der barvoten straten an dem orde der jodenstraten, d. h. in der Barfüßer Straße an der Ecke der Judenstraße, nicht mehr feststellen. Aus seiner Zeit steht heute dort allein noch das sogenannte Junkernhaus“, und dies schreibt Buhmann, obwohl die von ihm mitgeteilte Inschrift auf der Innenseite des Altarschreines von Hetjershausen klar und deutlich in Meister Kastrops eigener Hand angibt, dass Bartolt Kastrop bordich vā northū (=Nörten, nicht Northeim) zu Anfang des 16. Jahrhunderts in dem Eckhaus der Barfüßer- und Judenstraße gewohnt hat.

Folgt man der Angabe Meister Kastrops, so kann jedenfalls nicht an dieser Ecke zu seinen Lebzeiten das „Junkernhaus“ gelegen haben. Das schien eine nicht glaubhafte Annahme, da es ja im Widerspruch mit der Überlieferung der beiden letzten Jahrhunderte stand. Da ich schon vor Buhmanns Mitteilung der bisherigen Überlieferung über das Junkernhaus zweifelnd gegenüberstand, beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen, und sah die Schoßbücher, d. h. die Steuerbücher der Stadt Göttingen im Stadtarchiv, ein, die seit 1503 ziemlich lückenlos erhalten sind und eine der wichtigsten Quellen der Stadtgeschichte bilden.

Zunächst stellte ich fest, dass Bertold Castorpp, wie er in dem Schoßbuch von 1503 mit einer damals ganz gebräuchlichen Umstellung des r genannt wird, tatsächlich auf der nördlichen Seite der Barfüßerstraße gewohnt hat, und zwar etwa in der Mitte dieser Straßenseite. Da es in den Listen keine Hausnummern wie heutzutage gibt, und da die heutigen Grundstücke den früheren nicht ohne weiteres entsprechen, musste zunächst festgestellt werden, mit welchem Grundstück die Reihe der Schoßzahlenden begann. ³⁾ Dabei ergab sich, dass in den Schoßbüchern eine ganz bestimmte Reihenfolge inngehalten ist, in dem an der südwestlichen Ecke der Barfüßerstraße, also neben der Ratsapotheke, angefangen wird, dass aber auf der Nordseite der Barfüßerstraße die Reihe nicht vom Osten her weitergeführt wird, sondern wieder im Westen begonnen wird, also beim heutigen Kaffee Lipfert, wo ein großer Gebäudekomplex lag, der im 15. Jahrhundert von der Familie von Waken und dann von der Familie von Sneyen bewohnt wurde. Zu dieser Gebäudegruppe gehörten auf der Straße der SA das Haus Knauer und auf der Barfüßerstraße ursprünglich auch noch 4 Buden, d.h. außer dem Kaffee Lipfert das Grundstück Siegfried, das also kein Brauhaus war und daher auch keine Braugerechtsame besitzt.

An diese 4 Buden schloß sich der „Saal“ (heute Kaffee) an, der in der Schoßliste von 1414 zum ersten Male, also noch nicht in den beiden älteren von 1412 und 1413 aufgeführt ist. Von 1421-1429 und von 1431-1457, dsgl. Von 1474 bis 1502 sind keine Schoßlisten erhalten. In den erhaltenen Listen wird vom Jahre 1430 an die „burse“, das ist der im Mittelalter übliche Name für das Klubhaus der Junker, als selbständiges, östlich an den Saal anschließendes Haus genannt; es ist das Haus, das heute die Nummer 8 trägt (Buchhdlg. Peppmüller, Besitzer Multhaupt). In der Schoßliste von 1553 wird zur „Börse“ die Anmerkung „domus civitas“ hinzugefügt. Die Börse ist also städtischer Besitz geworden. Sie muß sehr baufällig und erneuerungsbedürftig gewesen sein, da der Rat schon im nächsten Jahre, nämlich im Jahre 1554, so große Aufwendungen für die „Börse“ macht, dass die Kämmereirechnungen von der „neuen Börse“ reden. Deshalb setzt auch der Rat das „G“ als Wappen links und rechts an den Türbogen und in die Mitte die Jahreszahl 1554. Nur noch wenige Jahre dient das Haus als Klubhaus; bald wird es an städtische Beamte vermietet. Noch heute sehen Menschenköpfe an den Balkenenden heraus, während leider unser Hauptbeweisstück, der Türbogen, wieder mit Verputz zugedeckt ist, obwohl er bei der Instandsetzung im Jahre 1931 freigelegt war. Zum Glück ist er vom Photographen festgehalten. Zu wünschen wäre allerdings, dass er möglichst bald wieder freigelegt würde, zumal die Köpfe an den Balkenenden heute etwas vereinsamt aus dem Verputz heraussehen..

Zählen wir in der Häuserreihe der Barfüßerstraße weiter und beachten wir, dass Nr. 7 früher 2 Häusern entsprach, so stellen wir als Eckhaus an der Judenstraße das 10. Haus unserer Zählung – mit Einschluß der 4 Buden – fest, d. h. das Haus, das im Jahre 1503 Bertold Kastrop besitzt. Die Schoßlisten beweisen also die Behauptung, die Bertold Katrop auf dem Altar von Hetjershausen aufgestellt hat. Dieser Bertold Kastrop, ein Maler (pictor), war im Jahre 1499 in Göttingen Bürger geworden. Im Jahre 1509 fertigte er den Marienaltar in Hetjershausen und im Jahre 1526 zusammen mit Heinrich Heisen den Altar der Marienkirche in Göttingen an.⁴⁾ Als junger Meister zahlte Bertold Castorp im Jahre 1503: 5 ½ ferding Schoß, 1512: 8 ½ ferding 4 sol., 1513: 3 mark 2 sol. Und von 1515 bis 1517: 3 ½ mark 1 ferding Schoß. Seine Steuersumme war also, da 4 Ferding eine Mark ausmachen, in 5 Jahren auf das Dreifache gestiegen, d. h. sein Einkommen hatte sich in demselben Maße vermehrt. Leider sind die Schoßbücher für die Jahre 1518 bis 1535 nicht erhalten. Unter „Bruwerlot“ wird Bertold Castorp aber in den Kämmereirechnungen bis zum Jahre 1530/31 geführt, 1532/33 jedoch nicht mehr er, sondern seine Witwe⁵⁾. Bertold Kastrop ist also inzwischen gestorben. Die „Relicta Bertold Castorpes“ verkauft dann ihr Haus, mit dem zusammen immer eine „Bude“ angeführt wird, im Jahre 1541 an Gyseler Swanenflogels, und dieser Göttinger Ratsherr und Bürgermeister bewohnte es bis zu seinem Tode im Jahre 1566. Die „Bude“ gibt er bis 1546 als Wohnung ab; 1547 zieht er sie jedoch zum Haupthause. Was dies für das Haus zu bedeuten hat, davon später.

Abb.: Neue Börse: Barfüßerstraße 8

Abb: Junkernschenke 1

Abb.: Wappen der Othilia Swanenflogels, geb. Geilfuß aus Allendorf

Abb.: Junkernschenke: Ecke an der Barfüßerstraße

Gyseler Swanenflugel war Bürgermeister der Stadt Göttingen; er war ein wohlhabender Mann, und auch seine Witwe zahlt die immerhin beträchtliche Steuersumme von 10 ½ mark 16 sol. Bis zu ihrem Tode, der 1576 erfolgt sein muß. In diesem Jahre wird in der Schoßliste nur von dem „Domus Swanenflugel“ geschrieben, und im nächsten Jahre dann Wedekind Swanenflugel, der Sohn von Franz Swanenflugel, als Eigentümer aufgeführt. Ihm und seinen Brüdern Giseler und Heinrich hatte Othilia, weiland des achtbaren und wohlweisen Herrn Giselers Schwanflügels, gewesenen Bürgermeisters zu Göttingen nachgelassene Witwe, im Jahre 1566 in ihrem Testament ⁶⁾ vermacht „mein Haus, Hof, Scheunen, und Stede in der Stadt Göttingen zwischen Andreas Winkelmann und Jobst Heisen gelegen“, d. h. das Eckhaus Barfüßer- und Judenstraße. „Jost Heissen“ war nach der Schoßliste von 1566 der Nachbar Giselers auf der Barfüßerstraße, während Andreas Winkelmann auf der langen Judenstraße als Besitzer des Eckhauses genannt wird.

Schon im Jahre 1580 hat Wedekind Swanenflugel das Haus an die von Wandelslo veräußert, von dem es im Jahre 1587 an Henricus Richelm übergeht. Seit dem Jahre 1598 bezahlen die Erben des Henricus Richelm die Steuer, bis im Jahre 1602 doct. Henricus Richelm die Zahlung mit 6 mark leistet, während bisher 15 mark gezahlt waren.

Dieser Dr. H. Richelm oder Reichelm hatte am 28. Oktober 1600 Margrethen Brandis, die Tochter des Hildesheimer Bürgermeisters, geheiratet. Etwa ein Jahr hat das junge Paar in Hildesheim gewohnt. Am 14. April 1602 kommt sie bereits von Göttingen zu Besuch nach Hildesheim ⁷⁾. „Meine dochter van Gottingen, de Reichhelmsche zu uns gekommen mit Arnemeken.“ Am 13. Mai fährt sie wieder nach Göttingen zurück. Am 1. August 1609 besucht dann Joachim Brandis seinen Schwiegersohn in Göttingen, worüber er uns einen interessanten Bericht liefert. Mit den 3 Brüdern, Dr. Hinrich, Dr. Paul und Ludolf Reichhelm macht er z.B. am 3. August einen Spaziergang auf den Wällen um die Stadt. Man geht bei dem Albanertor auf den Wall hinauf und beim Weender Tor wieder hinunter in den Garten, den Dr. Hinrich Reichhelm in den Kaspolen hatte. Nicht nur die Göttinger Patrizier laden ihn in ihre gärten und Wohnungen ein, auch der Rat verehrt ihm vier Stübchen Wein. Henning Tegetmeyer, Daniel Ruscheplate, Jost Meyer, Jürgen und Hinrich Helmold, Jost Gercken, Dr. Joh. Remenschnieder, aber auch der Oberamtmann Hnrich Wissel, Hans Erenst von Gladebeck, Bodo von Adelevessen und andere sind in dieser Zeit bei seinem Schwiegersohn zu Gast.

Von den Reichhelms geht das Haus in den Besitz des Magisters Cöler über. Dieser Magister Otto Christoph Cöler hatte am 13.9.1664 Margaretha Rychelm geheiratet ⁸⁾ und übernimmt im Jahre 1683 das Haus, für das 1682/83 noch die Witwe von Heinrich Richelm die Steuer zahlt. Doch bewohnt es der Magister Cöler, der 1684 Pfarrer zu St.Nicolai und seit 1687 Pfarrer zu St.Jacobi ist, nicht selbst, vielmehr tut er das Haus zur Miete aus, so an den Major Koseritz und an den Lizentkommissar Wiblitze. Otto Christoph Cöler stirbt im Dezember 1713, so dass seit der Schoßliste 1713/14 seine Erben den Schoß bezahlen. Von der Witwe des Pfarrherrn von St.Jacobi, die noch 1723/24 in der Scholiste steht, übernimmt 1724 die Witwe des Pastoren Henrich Christopf Domeier das Haus ⁹⁾. Sie war eine Tochter des Magisters Otto Christoph Cöler, namens Anna Dorothea, und seit 1706 mit dem Pfarrer Heinrich Christoph Domeier verheiratet. Als sie 1728 stirbt (Schoßliste 1728/29 weylend Domeyers Erben) werden bis 1736/37 die Erben und seit 1738/39 Dietrich Ulrich Domeyer

als Besitzer aufgeführt. Dietrich Ulrich Domeyer war Kaufmann und verheiratete sich am 17.1.1737, starb aber schon am 6.5.1740. Sie hinterließen 2 unmündige Töchter, deren Vormünder sich bald veranlasst sehen, das Grundstück an den Lizenteinnehmer Brandes zu verkaufen¹⁰⁾. Zwei Geschwister Brandes werden noch in der Scholiste von 1798 als Besitzer dieses Hauses, das jetzt die Nummer 356 trägt, aufgeführt, seit 1799 aber Friedrich Wilhelm Eggers, ein Kaufmann¹¹⁾. Nach den Gött. Anzeigen 1797 S. 84 hat er im Mai 1797 von Demoiselle Brandes das Haus Ecke Juden-Barfüßerstraße erworben und betreibt in ihm Spezerei und Eisenhandel. Sein Schwiegersohn Carl Hartmann übernimmt lt. Wochenblatt vom Sept. 1815 (S. 196) das Geschäft seines Schwiegervaters¹²⁾; er wird aber erst in der Schoßliste von 1823 als Besitzer des Hauses aufgeführt. 1881 verzeichnet das Adressbuch noch Emil Hartmann als Eigentümer, das Adressbuch von 1883 Hermann Mütze, der in dem Hause einen Weinhandel betrieb. Ihm folgte in dem Geschäft sein Sohn Wilhelm, der das Junkernhaus zu großer Berühmtheit brachte und auch durch volkstümliche Dramen bekannt geworden ist. Im Jahre 1930 erwarb dann die Stadt das Haus für 54000 Mk. Und stellte es dem Kreishändlerbund zur Verfügung, der seine Verwaltung hineinverlegte und eine gut besuchte Gaststätte einrichtete.

Aus der Geschichte des „Junkernhauses“ heben sich die Jahre um 1500, 1550 und 1600 als besonders wichtig heraus, und dies prägt sich auch in der baulichen Erscheinung des Hauses aus, wie Otto Behrendsen in seinem Aufsatz so trefflich ausgeführt hat, obwohl im genaue historische Unterlagen fehlten. Er unterscheidet ein gotisches Haupthaus, das um 1500 gebaut ist, einen Umbau dieses Haupthauses um 1550, der im Sinne der Renaissance erfolgt ist und die westlich liegende Bude ins Haus einbezieht, und das Hinterhaus an der Judenstraße, das auch um 1550 gebaut ist. Das Haus zusammenschließende bauliche Veränderungen nimmt er für die Zeit um 1600 an.

Das gotische Haupthaus umfasst in der Barfüßerstraße 7 Gefache, von der Ecke an gerechnet, und 9 Gefache in der Judenstraße (13,5 Meter). Als das Haupthaus um 1500 von Bertold Castorp erworben und vielleicht auch erst gebaut wurde, besaß es noch keinen Erker oder sonstige Verzierungen. Kräftige eichene Ständer erhoben sich auf steinernem Unterbau, auf dem die Grundschwelle lag, und gingen durch Erd- und Zwischengeschoß. Sie trugen das Obergeschoß mit seiner etwa 0,60 Meter vorragenden Schwelle, die an ihrer Unterkante einen auf das einzelne Gefach beschränkte trapezförmigen Ausschnitt hatte. Diese Ausschnitte sind an der Barfüßerstraße in den 3 Gefachen westlich des Erkers ganz deutlich, aber auch über dem Erker bei schärferem Zusehen zu erkennen; sie sind an der Außenseite des Hauses der am meisten in die Augen fallende Beweis für den Umbau des Haupthauses. Schrägstreben stützen die Ständer des Obergeschosses, zu denen im mittleren Gefach noch ein Ständer hinzukommt. Denkt man sich ihn verlängert, so trifft er genau die Firstlinie. Die Dachkonstruktion nimmt also auch nur auf diese 7 Gefache Rücksicht, und es ist nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, dass diese Giebelkonstruktion auch äußerlich als Giebel bis zum Umbau in Erscheinung getreten ist.

An das Haupthaus schließt sich im Westen ein schmaler Anbau von 3 Gefachen, der heute von der Tür eingenommen wird. Von dem Hauptbau unterscheidet er sich in den Fenstern, den Schrägstützen, den zur Schiffskehle fortgeschrittenen Ausschnitten an der Oberschwelle und der andersartigen Behandlung der Balkenköpfe. Am meisten fällt die doppelwülbige Schiffskehle auf, die für die Göttinger Bauten im 2. Drittel des 16. Jahrhunderts so charakteristisch ist. An den Balkenköpfen liegen drei schmale Rundstäbe übereinander, während die Balkenköpfe des Haupthauses einfach und unten abgerundet sind. All dies und der Renaissanceschmuck des Außenständers finden sich am Erker wieder und zeigen, dass in der Zeit, als der Anbau diese Um- und Neugestaltung erhielt, auch der Erker ausgebaut wurde.

Glücklicherweise nennen sich die Leute, die diesen Umbau durchführten, indem sie ihre Wappen an die spitzbogige Haustür setzten: links ist das Wappen des Bürgermeisters Giseler Swanenflögels eingehauen und rechts das Wappen seiner Frau Othilia. Dieser Name ist aus ihrem Testament bekannt, aber unbekannt war die Familie, aus der sie stammte. Da die Namen der Erben auf Allendorf und Duderstadt wiesen, begann ich hier

mit Nachforschungen. Aber die im Testament bedachten Familien vom hagen und rüländer, die zunächst in Betracht zu kommen schienen, besitzen andere Wappen, ebenso die außerdem genannten Familien Schaffnichts, Gawler, Iring und Baumgarten. Dagegen besitzt laut Mitteilung des Staatsarchivs Marburg das ebenfalls in Allendorf ansässige Patriziergeschlecht „Geilfuß“ den Fuchs, der im Fang des zurüchgewendeten Kopfes eine Traube trägt, als Wappen. Othilia Swanenflogel ist demnach eine geborene Geilfuß aus Allendorf.

Giseler Swanenflogel, der, wie schon gesagt, dies Eckhaus im Jahre 1541 erwarb, zog im Jahre 1547 die Bude zum Hause, ist also in diesem Jahre an den Umbau gegangen, der außer dem Eingang das Haupthaus betraf. Dem Haupthaus wurde ein mit Renaissanceschmuck reich ausgestatteter Erker eingefügt, der an der Barfüßerstraße aus drei, an der Judenstraße aus fünf Gefachen besteht. Die Ecke des Erkers schmückt wiederum das Wappen der beiden Erbauer und anscheinend auch ihr Porträt. Denn wer könnten die bärtigen Mann in der Tracht des 16. Jahrhunderts, dem eine Frau einen Becher Wein darreicht, anders sein als diese beiden! Beschützt werden sie von Johannes dem Täufer und Christus selbst, deren Medaillonbilder die Eckknagge über dem Paare zeigt. Auch das weibliche Porträtbild über die Delilaszene steht allem Anschein nach mit der Familie des Erbauers in Zusammenhang und wird wohl auch die Frau des Erbauers darstellen. In der Szene selbst wird gezeigt, Wie Delila dem schlafenden Simson die Locken, die ihm Kraft und Stärke verleihen, mit der Schere abschneidet. Für ihn, der Tausende mit dem Eselskinnbacken erschlug, steht schon der speerbewaffnete Philister bereit, um ihn in die Gefangenschaft zu führen. Tanzend und frohlockend blickt der Liebesgott auf diese Szene herab. Betört und verraten ist Simson von der Frau aus fremden Volk, die er für sich erwählt hat. Auf Verlockungen und Verstrickungen durch die Frau nehmen außer der Delilaszene auch die übrigen Bilddarstellungen aus dem alten Testament, die sich über die Balkenköpfen der Südseite befinden, Bezug. Schlimm ergangen ist es dem Holophernes, dessen Haupt Judith (Bild rechts) in der Linken hält, nachdem sie ihn mit dem Schwert getötet hat. Links von ihr sehen wir David die Harfe spielen und am 1. Ständer links eine gestalt mit dem Anzeichen der Königswürde, also (entweder Saul oder) Salomo. Zwischen David und Salomo wir 2 Frauengestalten: Bathseba, des Urias Frau könnte die eine sein, die Königin von Reicharabien die andere; sie thront auf einem hohen Stuhle und überreicht dem König Salomo Geschenke. In diesem Rahmen darf auch das erste Menschenpaar nicht fehlen, und so finden wir Adam mit dem Apfel in der Hand über dem Judithbild und Eva, von der Schlange umwunden unter den Ranken des Weinstocks über David. Schuldig sind sie alle geworden, vom ersten Menschenpaar an, das deshalb durch den Erzengel aus dem Paradiese vertrieben wird (siehe das oberste Bild am südlichen Eckständer) bis zu Judith. Die Verstrickung und Schuld und Sünde ist also der Leitgedanke, der die Einzelbilder an der Barfüßerstraße, die sämtliche dem Alten Testament entnommen sind, zu einer Einheit zusammenfügt.

Aber einer ist da, der die Erlösung von Schuld und Sünde bringt: Jesus Christus. Das verkündet der hoch über allem Gerank thronende Christus am Kreuz, der von der Schmalseite des Erkers an der Barfüßerstraße auf jeden, der das Haus betritt, herabschaut. Das verkündigt aber auch das Medaillonbild Christi an dem Eckständer der Barfüßerstraße und Judenstraße, auf den sein Wegbereiter Johannes mit den Worten: „Seyt, dat ist dat Lam Godes, das der Welt Synd drecht“ hinweist. Aber nicht nur die Darstellung an dieser bevorzugten Stelle des Hauses, sondern vor allem die Tatsache, dass diese wenigen Worte die einzige Inschrift unter dem reichen bildlichen Schmuck des Hauses sind, beweisen uns, dass dies der Gedanke ist, den der Erbauer mit all dem bildlichen Schmuck des Hauses zur Darstellung bringen will. Der Schuld des Alten Bundes stellt er die Erlösung durch Jesu Opfertod im Neuen Testament gegenüber, und zwar in den Bildern an der Judenstraße. Deshalb finden wir an der Schwelle über den Balkenköpfen die Männer dargestellt, die Jesu Lehre verkündigen, die Evangelisten, in der üblichen Reihenfolge, nur dass sie als Krieger erscheinen¹³). Aber die Bücher in ihren Händen, die Evangelien, machen deutlich, dass Matthäus, Marcus und Lucas gemeint sind. Bei den nächsten Bildern weist der Kelch

auf Johannes, der Schlüssel auf Petrus und das Schwert auf Paulus hin. In die Ständer sind die Planetenbilder Saturn, Merkur, Sonne, Mars, Venus, Jupiter und Luna eingehauen. Rektor Wollens¹⁴⁾ hat darauf aufmerksam gemacht, dass die sinnvolle Anordnung des Ganzen sich auch auf die Planetengottheiten erstreckt, so wenn über Matthäus, den ersten der Gottesboten der Götterbote Merkur seinen Platz gefunden hat, über Marcus, dessen Symbol der Löwe ist, das Tierkreisbild des Sonnengottes mit dem Löwen, über Lucas, dessen Symbol der gehörnte Stier ist, Mars mit dem verwandten Tierkreisbilde des Widders. Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, und Venus sind zueinander in Parallele gesetzt und durch sie die ewige und die irdische Liebe. Wie sinnvoll ist der Gedanke, über den Apostelfürsten Petrus den Göttervater Jupiter zu setzen und über Paulus, den eifrigen „Menschenjäger“ Luna mit Pfeil und Bogen. Otto Behrendsen hat auf Zusammenhänge mit dem Brusttuche in Goslar und dem Huneborstelschen Hause in Braunschweig hingewiesen, und diese Ähnlichkeit auf die Benutzung von Holzschnittvorlagen des Augsburger Meisters Hans Burgkmair zurückgeführt.

Wie der Eckständer an der Judenstraße, so ist auch der Eckständer an der Barfüßerstraße noch mit besonderem figürlichen Schmuck versehen, oben mit einer züchtig und sittsam aussehende Frau (Wollens: Mutter Maria), die die in Sünden verstrickte Frau, die von einer Schlange umwunden und von Flammen umzüngelt ist, mit erhobener Hand abwehrt, unten mit Saturn, dem unheilbringenden Gestirn. 5 Medaillonbilder an den Knaggenansätzen der Judenstraße, 3 an denen der Barfüßerstraße sowie 4 an der Schwelle der Barfüßerstraße über den Balkenköpfen harren noch der Erklärung. Möglicherweise sind sie dem Familien- oder Bekanntenkreise des Giselher Swanenflogel entnommen, aber nicht, wie Behrendsen annimmt, den Mitgliedern der Börse.

Blatt- und Rankenwerk der Renaissancekunst, Fischkörper mit Menschenköpfen, meistens paarweise und aueinander zustrebend, Vasen, Kandelaber, Engelköpfe, Masken und Tiere tragen weiter zur Ausschmückung des Hauses bei, aber sie bilden nur das Rankenwerk, das leere Stellen ausfüllt und den Rahmen schafft zu den Einzelbildern. Nicht wahllos sind, wie wir gesehen haben, die Einzeldarstellungen angeordnet, sondern einer Idee untergeordnet, die ihren höchsten Ausdruck und Mittelpunkt findet in den bildlichen Darstellungen der Eckständer und in den Worten, die hier aus Joh. 1 eingehauen sind.

Ebenso reich und künstlerisch schön ist der Schmuck an dem Hause der Straße der SA 62; er verrät enge Verwandtschaft mit dem „Junkernhaus“. Das Haus ist also von demselben Künstler (Behrendsen: Tile Waßmuth) mit Schmuck versehen, und zwar laut Inschrift im Jahre 1549, in dem es Jürgen Hoebet erbauen lässt. Diese beiden Häuser, die zeitlich und künstlerisch zusammengehören, schließen in Göttingen eine Periode reichen künstlerischen Schaffens ab, die mit dem Hause Barfüßerstraße 12 beginnt. Dies Haus lässt Abel Bornemann im Jahre 1536 im reichen Schmuck der Schiffskehlen bauen; ihm folgen Johannisstraße 5 aus dem Jahre 1545 und das nicht mehr stehende Haus der Kaufgilde aus demselben Jahre.

Nach dem Jahre 1549 beginnt der jähe Riß in der künstlerischen Überlieferung und der Niedergang, beides eine Folge der gewaltigen Lasten, die der Stadt durch die Niederlage im Schmalkaldischen Kriege aufgebürdet werden. Die Wohlhabenheit der Bürger geht zurück. Muß die Stadt doch dem Kaiser 10000 Gulden und den Herzögen Erich und Heinrich von Braunschweig je 6000 Taler zahlen¹⁵⁾. Das erfordert eine gewaltige Steuerlast und wirkt sich auch im Hausbau aus. Die nach dieser Zeit gebauten Häuser, die Ratsapotheke von 1553, die „Neue Börse“ von 1554 sind einfacher gehalten und tragen den wirtschaftlich schlechteren Verhältnissen der Göttinger Bürgerschaft Rechnung.

-
- 1) Göttinger Blätter für Geschichte und Heimatkunde in Südhannover, Jahrgang 1917, S. 1 ff.
 - 2) Göttinger Blätter für Geschichte und Heimatkunde in Südhannover, Neue Folge 4. Jahrgang 1938, Heft 3
 - 3) Über die Reihenfolge der Straßen in den Schoßbüchern vgl. Urk.-Buch der Stadt Göttingen II S. 419 Anm. 33.
 - 4) Gött. Bl. F. Gesch. u. Heimatkunde 1938, Heft 3, S. 19. Ein Hinrich Heissen, der 1553 ff als „de maler“ genannt wird, wohnt seit 1539 neben Gyseler Swanenflogel, 1503 Rel. Hennigk Heisen in boda.
 - 5) vgl. Gött. Bl. N. F. 1938, Heft 3, S. 18.
 - 6) vgl. Gräflich Hardenbergisches Archiv und Lücke in „Unser eichsfeld“ 1937, S. 70, der versehentlich 1567 angibt.
 - 7) Joachim Brandis des Jüngeren Diarium, herausgeg. M. Buhlers, S. 472 ff, 497, 525, 540, 553.
 - 8) Kirchenbuch St. Jacobi (in dieser Kirche hängen auch ihre Porträts).
 - 9) Die folgenden Angaben verdanke ich Herrn Forstassessor Domeier.
 - 10) Schoßliste 1743/44 Dietrich Ulrich Domeyers Erben, jetzo Lizenteinnehmer Brandes.
 - 11) Nach der Brauordnung von 1766 u. 1779 bewohnt die Rel. Licent-Einnehmerin Brandes das Haus Nr. 66 (Braulos 406) und nach der von 1799 Fr. Wilh. Eggers (Braulos 312).
 - 12) Ob die steinerne Kemenate schon beim Bau des Haupthauses beim Umbau von 1547 oder gar erst um 1600 erbaut ist, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Hildesheim besitzt verschiedene Kemenaten, so als älteste die des Henni van Hagen von 1535 (Osterstraße 1); die des Jost Brandis stammt aus dem Jahre 1562 (Osterstraße 60), eine andere (Langerhagen 10) aus dem Jahre 1585.
 - 13) Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer in Hannoverschen, Bd. 2, S. 88.
 - 14) Wollens: Die biblischen Bilder am Junkernhause, Monatsblatt für die Katholiken Göttingens 1931, Nr. 10.
 - 15) Albrecht Saathoff: Geschichte der Stadt Göttingen I, S. 204 u. 208.

Memorabilia aus Stammbüchern Göttinger Studenten

Otto Vater

Archive und Museen tun sich auf, um die stummen Zeugen vergangener Studentenherrlichkeit aufzunehmen; auch das Städtische Museum Göttingen hat in Erkenntnis der besonderen Verpflichtung einer Universitätsstadt in vorbildlicher Weise den Weg gewiesen, wie solche Erinnerungen wachzuhalten und geschichtlicher Betrachtung nutzbar zu machen sind. Dabei hat es besondere Aufmerksamkeit dem studentischen Stammbuche zugewandt und, auf alten Beständen aufbauend und von sachkundigen privaten Sammeleifer unterstützt, einen die Blütezeit des studentischen Stammbuchs, also fast das ganze erste Jahrhundert unserer Universität umfassenden Überblick geschaffen (107 Stammbücher Göttinger Studenten), der sich selbst schon als Studentengeschichte jener Zeit darstellt, jedenfalls dem Studentenhistoriker unentbehrliches Hilfsmittel sein muß.

Als der Student Wieland im Gründungsjahre der Universität am 19. und 20. Sept. 1737 in seinem Stammbuche, dem ältesten unserer Sammlung Widmungen der Professoren sammelte, hatte er sicherlich von den Reizen späterer Göttinger Studentenfröhlichkeit noch keinen hauch verspürt. Eintragungen von Professoren im Stammbuche aufweisen zu können, gehörte wohl auch in den folgenden Jahrzehnten zum guten Tone, ein schöner Brauch, von dem in den Stammbüchern der späteren Landsmannschaften nicht viel übrig geblieben ist. Als aber zunehmender kameradschaftlicher Zusammenschluß in geheimnisvollem Ordenswesen ¹⁾ seinen Ausdruck fand, belebten sich die Stammbuchblätter mit den nur für Eingeweihte bestimmten Zeichen in Punkten, Strichen, Buchstaben, die selbst dem Kenner manches Rätsel aufgeben. Stammbücher, wie das des Studenten G.W. Wienecke aus den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts oder des Ch. Ph. Heppe aus den 60er Jahren sind Musterbücher geheimnisvoller Mannigfaltigkeit. Später bemühte man sich, in die Einförmigkeit der gereimten oder spruchartigen Eintragungen durch Bildwerk Abwechslung zu bringen, klebte ausgeschnittene Bildchen ein, zeichnete und malte selbst, fügte endlich der Widmung das damals in Mode kommende Bildnis im Schattenriß, die Silhouette, bei. Auch die Göttinger Sammlung enthält wertvolle Beiträge zur Kunst des Schattenrisses, Stammbücher, in denen die Widmungen fast durchweg von solchen Bildnissen begleitet sind, bezopften Studenten und Perückenhäuptern der Professoren, wie in dem Stammbuche des Johann Arnold von 1779; besonders eindrucksvoll ist ein Stammbuch des A.F. Rosenmeyer, in dem die fein mit Spitzenjabot herausgearbeiteten Schattenrisse von einer in Kupfer gestochenen Umrahmung eingefasst sind. Dieser einfache Blattschmuck war der Anfang der zu hoher Blüte gediehenen Göttinger Stammbuchkupfer, die mit ihren Abbildungen Göttinger Landschaften, beliebter Professoren und berühmter Zeitgenossen die Stammbücher der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts füllten und sich in unserer Sammlung in fast lückenloser Vollständigkeit darbieten. Sie haben von jeher die besondere Aufmerksamkeit der Freunde Göttinger Kunst und Göttinger Studentenlebens auf sich gezogen (vgl. Otto Denecke und Fritz Scheidemann: Göttinger Stammbuchkupfer, Göttingen 1938).

Das mit der Entwicklung der landsmannschaftlichen Korporationen immer ereignisreicher werdende studentische Leben drängte dann dazu, die Widmungsblätter von dem reden zu lassen, dessen das Herz voll war. Diese etwa seit Beginn des 19. Jahrhunderts an dem Rande des Blattes niedergeschriebenen Memorabilien sind nie breite Schilderungen; ein Stichwort genügte für den Stammbuchbesitzer, die Geister fröhlicher Stunden immer wieder zu beschwören. Studentische Geselligkeit jener Zeit, die Verbindungshäuser noch nicht kannte, spielte sich im wesentlichen im Wirtshause ab, obwohl auch die Studentenbude, damals Kneipe genannt, ihre Freuden hatte: den „Kaffeersatz“, den „Fuchssatz“, „Theeia und Kaffeia“, die üblichen Bewirtungen. Wie wenig hat sich bis heute die Szene verändert, wenn auch Namen gewechselt haben! Der „Keller“ (Ratskeller), die „Krone“, „Stadt London“, die dem Erweiterungsbau der Krone Platz machen musste,

der „Rülp“, sonst „König von Preußen“ genannt, jetzt Deutscher Hof, „Michaelia“, später zu den Festsälen geworden, „Piderit“, das Kaffee Vaterland; das sind die in den Stammbüchern immer wieder vorkommenden Namen. Die „Alte Fink“ auf der Groner Straße, das Göttinger Studentenlokal von Weltrup, hat erst Jahrzehnte später ihren Siegeslauf angetreten. Eine große Rolle spielten auch in den Zeiten der Memorabilien Göttingens Gartenlokale. Der „Ulrich“, jetzt Stadtpark, war einer der Hauptsammelpunkte landsmannschaftlichen Treibens, nicht minder „Koch's Garten“ ebenfalls vor dem Albanitore, jetzt verschwunden. Das „Deutsche Haus“, nach einem Besitzer kurz „Kaiser“ genannt, jetzt Deutscher Garten, war zu Beginn der burschenschaftlichen Bewegung Hauptquartier der arg bedrängten Burschenschaft, später Pauklokal, indem auch Bismarck seine Mensuren geschlagen hat. „Boos Garten“, jetzt Kaffeemühle, und Landwehrschanke wurden viel besucht. Gekegelt wurde in Weende in der „Papiermühle“, später Brauereigrundstück, bei Mutter Hilmer in Weende, jetzt Koch, trank man seinen russischen Grock und wanderte, um seinen Durst zu stillen, wohl gar zur „dicken Mama“ nach Nörten (Hardenberger Hof), deren Nachfolger, wie Kellner und Bumann, noch so manche Generation durstiger Studenten gelobt haben. Um Bälle und Schützenfeste mitzumachen, scheute man nicht die Reise nach Heiligenstadt, Duderstadt, Einbeck. Auch Göttingens schöne Umgebung wurde schon damals in weitem Umkreise genossen: „Besteigung der Plesse“, „Fahrt nach dem Meißner“. Vom fleißigen Besuche des Hansteins zeugt das noch aus damaliger Zeit vorhandene Gästebuch des Gastwirts Schelper in Bornhagen. Auch die traditionelle anschließende Kahnfahrt von Lindewerra nach Witzenhausen war damals schon Studentenbrauch, und die älteste überhaupt in den Stammbüchern bezeugte Wanderung ist die nach dem Walde von Mariaspring.

Die Stammbuch-Memorabilien geben aber nicht nur gelegentliche Stimmungsbilder; trifft man auf einen Freundeskreis von rechter Erzählerfreudigkeit, wie in dem Stammbuche des Studenten Otto von Plessen aus Rostock, dann rollt vor unserem Auge ein Studentenleben ab, das man nicht nur mit Vergnügen betrachtet, dessen Schilderungen auch ein bleibender Wert nicht abzuspüren ist.

In bewegter Zeit, dem Sommersemester 1812, kommt von Plessen nach Göttingen. Er schließt sich der Landsmannschaft Bandalia an, die Mecklenburgs Söhne vereinte. Göttingen galt als teures Pflaster. In dem Stammbuche findet sich neben den Bezeichnungen „Leine-Athen“ und „Kartoffel-Athen“ auch das böse Wort „Prell-Athen“. Die Bandalia hatte ihren „Klub“, d.h. ihren geselligen Mittelpunkt in der Krone, das Bandalia-Stiftungsfest am 10. Dezember wird mit Ball gefeiert. „Komitate“, „Branderkommers“, „Kaffeersatz auf dem Karzer“ werden angemerkt, aber auch Erinnerungen an gemeinsam besuchte Kollegs. Das politische Sorgen dieser Jugend bedrückt hätten, dafür fehlt in den Stammbüchern fast jeder Anhalt; hier wird zu den aufziehenden Wettern des Winters 1812/13 mit der etwas harmlosen Bemerkung: „Die Weltbegebenheiten interessieren uns“ Stellung genommen. Dann wird es aber Ernst, angemerkt wird: „Conscriptionsreise“, „Aufruhr der westfälischen Conscribierten“, „Groddeck und Oehmchen verlassen Kartoffel-Athen und such die Preußen auf“. Plessen bleibt in Göttingen, und wir erhalten ein anschauliches Bild der Kriegsbegebenheiten. „Die Russen arrivieren“, „Einzug der Kosacken“, „Unruhen in Göttingen, veranlasst durch Tschernitscheff“, „Akademische Garde, Visitation der Wirtshäuser“, „Der Profax macht Freundschaft mit den Kosacken“, „Die Zeit des Exils. Endliche Rettung durch Karl Johann, Kronprinz von Schweden“, „Tour nach Heiligenstadt, um den Kronprinzen von Schweden zu sehen“, „Ball in Göttingen zu Ehren des Kronprinzen“, „Der feierliche Fackelzug und nachherige Gesang“.

Im Sommersemester 1814 bezog Plessen die heimatliche Universität Rostock und erlebte dort die Heimkehr der siegreichen Truppen, von der sein Freund Held auf seinem Stammbuchblatte eingehend berichtet. Zum Wintersemester 1814/15 begleitete Held dann den Freund auf die Universität Göttingen, deren wohl gegen das stille Rostock etwas abstechendes Studentenleben ihn mit heller Begeisterung erfüllte. „Unsere auf der Georgia

Augusta verlebte seelige Zeit“ schreibt er Plessen ins Stammbuch. „Wonnevolle Zeiten, ich erlebe sie nicht wieder!“

Ein Höhepunkt in Plessens Göttinger Studentenzeit war die Rheinreise im September 1815, über die seine Reisegegnossen v. Groddeck, Scheel und Jantzen auf ihren Stammbuchblättern sich in allen Einzelheiten ergehen. Die Finanzierung machte Schwierigkeiten: „Große Geldnot und einige vergebliche Gänge zu jüdischen und christlichen Juden. – Endlich frohe Abfahrt.“ Auch der Hund Ajax reist mit. In der Fülle harmloser Freuden werden von Jantzen Erinnerungen an holde Weiblichkeit mit Vorliebe angemerkt. „Netter Besen in Auerbach“, „Kneiperei in Dielheim, fidele Besen daselbst“, „Die schöne Würzburgerinnen“, „Fidele Kneipe in Bonn, Groddeck gibt der jungen wissbegierigen Wirtin Unterricht in der Arithmetik, zu der kleinen Nymphe“. Auch sonst erlebte man mancherlei: „Frankfurter Messe“, ausländische Tiere“, „Langweiliger Weg nach Darmstadt, Göttermarsch an der Bergstraße, Ankunft in dem allerliebsten Heidelberg“, „Ausflug nach Neckarsteinach, Zurückfahrt auf dem Neckar, allerliebste“. In Mannheim sieht man Maria Stuart, in Wiesbaden Mozarts Entführung aus dem Serail „leider schlecht“. Nun geht es den Rhein hinunter bis mülheim, und dann ist auch das Geld am Ende: „Sechstägiger Rückmarsch nach Göttingen“.

Die schöne Göttinger Zeit Plessens endet aber in Unruhen, die sich nach den Kriegen aus dem studentischen Drange nach Ungebundenheit und den immer schärfer einsetzenden Maßregeln der Universitätsbehörden, insbesondere des Prorektors Mitscherlich ergaben: „Unruhen in der Bandalia“, „Erstürmung des Concillienhauses“, „Verdammtes Prorektorat 1816“, „Sturz der Burschenfreiheit“, „Tage des Jammers bei der Tyrannei des Prorektors und seiner Helfershelfer“. Und diese Ausdrücke sind noch milde gegen die anderen Stammbücher: „Großinquisitor Mitscherlich“, „Mitscherlich Beelzebubs Erstgeborener“, „Der neue Robespierre“.

Die Nöte Göttinger Studentenlebens lernen wir auch aus dem einige Jahre später entstandenen Stammbuche des T.H.E. Meyn aus Glückstadt kennen. Die 1817 einsetzende burschenschaftliche Bewegung hat in der Göttinger Studentenschaft schwer Fuß fassen können. Spuren aus jenen ersten Zeiten sind selten, aber deshalb auch um so wertvoller. Das Stammbuch Meyn, in dem die Mehrzahl der Blätter den burschenschaftlichen Wahlspruch „Freiheit, Ehre, Vaterland“, die Farben Schwarz-Rot-Gold oder den Germania-Zirkel aufweisen, zeigt, wie diese Kreise unter einem Drucke lebten, der studentische Fröhlichkeit nicht aufkommen ließ. „Schnödes Göttingen“, „hiesiges Jammerleben“, „Ledernes Leben a. d. Piderit, dessen Söhne bald vertrieben werden“, „Mögen die schlechten Köter uns bekleffen so viel sie wollen, wir wollen, ohne uns an sie zu kehren, unser Ziel unverrückt im Sinne behalten“. Eine Widmung vom 19. Februar 1822 bezeichnet das Ende „geschrieben am Abend der Auflösung unserer Burschenschaft“. Ganz unterdrücken ließ sich auch in diesem Stammbuche die studentische Fröhlichkeit nicht; eine gemeinsame Rheinfahrt wird von H.F. Crop aus dem Lande Hadeln in reinstem Platt beschrieben.

Wer an solchen Einblicken in die studentische Vergangenheit Freude hat, wird beim Studium dieser alten Stammbücher immer etwas finden, das die angewandten Mühe lohnt. Sie wird erleichtert durch eine Kartei und ein an den Registerband der Universitäts-Matrikel angeschlossenes Verzeichnis der in den Stammbüchern vorkommenden Namen, wertvoll sowohl für den Forscher in der Geschichte der studentischen Korporationen als auch für den Familienforscher, der auf diesen Blättern manchen Aufschluß über persönliche Beziehungen und auch über den späteren Lebenslauf finden wird. Fleißige Benutzung und Bekanntwerden der Sammlung kann auch ihrer Weiterentwicklung nur förderlich sein.